

Kapitel 1

Die Erinnerung stand vor Constance, klar wie der Himmel an einem herrlichen Sommertag. Bei deinem ersten Ball, mein Kind, werden dir nach wenigen Minuten die Schuhe zu eng sein und die Füße weh tun, aber du wirst traumhaft glücklich sein. Die Gentlemen werden sich darum schlagen, mit dem schönsten Mädchen im ganzen Saal tanzen zu dürfen, und der schneidigste von allen wird am nächsten Tag zu deinem Herrn Vater gehen und um deine Hand anhalten. Das war eine der Geschichten gewesen, die die Mutter ihr als Kind zum Einschlafen ins Ohr geflüstert hatte, und Constance hatte sie schon lange ins Reich der Märchen verbannt.

Die Sohlen ihrer Seidenschuhe klopften sacht gegen das Parkett des Großen Salons im Haus ihres Onkels, als der Sohn des Earl of Erskine Constance dorthin zurückführte, wo er sie wenige Minuten zuvor abgeholt hatte. Ihre Füße taten wirklich weh, so, wie ihre Mutter es ihr damals versprochen hatte. Aber das lag nicht an der tänzerischen Ausdauer des Grafensohns, sondern daran, dass die Schuhe ihr eine Nummer zu klein geworden waren. Constance war auch nicht traumhaft glücklich, nur alptraumhaft nervös. Keiner der anwesenden Gentlemen, ausnahmslos perfekt gekleidet und von tadellosen Manieren, schlug sich darum, mit ihr zu tanzen. Eher wirkte es, als bäten die Herren sie nur deshalb um einen Tanz, weil man die Schwester der Hauptperson des heutigen Abends nicht unbeachtet herumstehen lassen konnte.

„Danke für den Tanz, Miss Constance.“ Der Erskine-Sohn deutete eine Verneigung an und sah dabei aus, als müsse er sich übergeben. Constance neigte leicht den Kopf und unterdrückte ein Seufzen. Sie hatte keine Ahnung, was sie empfand, als der dünne, leicht hinkende Mann mit der kahlen Stelle auf dem Hinterkopf mit klappernden Absätzen in der Menge verschwand und sie in einer Wolke aus französischem Duftwasser zurückließ.

Nein, sie war kein Mädchen mehr. Sie war eine Frau von fast einundzwanzig Jahren. Emmeline, zwei Jahre jünger als sie, war die Debütantin dieses Balls und Constances Cousine. Und auch wenn jeder der Anwesenden das wusste, vergaß die Gesellschaft diesen Umstand zu gern. Ebenso wie es die Familie des Earls allzu gern vergaß. Nur, wozu Constance diesem Haus einmal dienen sollte, vergaßen sie nie, und der Gedanke daran wollte Constance den Magen umdrehen.

Konzentrier dich!, rief sie sich im Stillen zu. Schultern zurück. Kopf hoch. Brust raus.

Welche Brust?, schien ihr Körper sie zu verhöhnen.

Du bist eine Lady, Constance Stanhope. Es scheint niemanden zu interessieren, aber das bedeutet nicht, dass es dir selbst egal sein darf. Wenn du dich gehen lässt, wirst du nie einen Mann für dich interessieren.

Vielleicht sollte sie weniger Zeit mit Reiten und Angeln verbringen, dann würde sie auch den Körper einer Frau haben. Vielleicht würden sich dann öfter einmal interessierte Blicke auf sie richten. Aber dazu war es jetzt zu spät, an diesem Abend ließen sich ihre Vorlieben nicht mehr ändern. Es war ihr erster Ball. Sie selbst hatte keinen Debütantinnen-Ball bekommen. Keine Saison, in der die Gentlemen ihre Aufwartung machten und sie in einem Winter zwanzig Paar Schuhe zertanzte. Nichts dergleichen. Nicht, dass sie darauf hätte hoffen dürfen. Diese Hoffnung war in winzige Splitter zersprungen, als sie elf Jahre alt gewesen war. Alles, was sie hatte, war diese eine Gelegenheit, aus der der Onkel und Tante Henrietta sie nicht hatten ausschließen dürfen, wenn sie ihr Gesicht in der Londoner Öffentlichkeit wahren wollten.

Ihre einzige Chance, die Aufmerksamkeit eines Gentleman zu erringen, damit der sich Hals über Kopf in sie verliebte. Einer, der auf seinem weißen Pferd angeritten kam, um sie aus diesem schrecklichen Haus zu holen und vor dem Schicksal zu bewahren, das Onkel George und Tante Henrietta für sie arrangierten.

Als sie den Kopf wieder hob, fiel ihr Blick auf eine Gruppe junger Herren, die in der Nähe der weit offenen Glastüren zum Foyer standen. Ausgesucht formidabel gekleidete junge Herren, an denen Knöpfe blinkten und Spitzenkragen schimmerten. Sie unterdrückte den Drang, an sich selbst hinunterzublicken und einmal mehr festzustellen, dass ihr sonnengelbes Kleid seit gut zehn Jahren aus der Mode war. Es war kein Wunder, dass niemand sie bemerkte!

Doch das stimmte nicht. Einer der Herren starrte sie an. Quer durch den Raum hindurch, ungeniert und völlig unbeeindruckt davon, dass immer wieder ein Tanzpaar seinen Blick versperrte.

Er war nicht der Größte in der Gruppe, aber selbst auf die Entfernung hin sah sie, dass keiner besser gekleidet war als er. Von den auf Hochglanz polierten Lederstiefeln über die enganliegenden hellbeigen Hosen, der ebenfalls hellen Weste mit den schimmernden Brokatmustern und dem Frack im allerneuesten Schnitt. Selbst seine Krawatte, die sie bei anderen Männern oft übertrieben fand, saß perfekt und zeigte nicht den leisesten grauen Schimmer auf dem blendenden Weiß.

Dennoch oder vielleicht gerade deshalb ärgerte sie sein Anblick. Fast genau so sehr, wie es sie ärgerte, dass ausgerechnet er ausgerechnet sie anstarrte. Als könnte er nicht jede Einzelne haben, die in diesem Raum den Traum von der idealen Partie träumte.

Moment ... starrte sie nicht ebenfalls?

Eilig senkte sie den Kopf, suchte links und rechts nach einer Gesprächspartnerin, wurde aber nicht fündig. Sie stand auf verlorenem Posten, wie üblich, mitten in einem Raum voller Menschen, wie das Mauerblümchen, zu dem das Leben sie gemacht hatte. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie der perfekte Gentleman sich mit einigen wenigen Worten aus der Gruppe löste und quer durch den Raum schritt, als würde dieses Haus ihm gehören. Ihr Herz stolperte. Sie brauchte einen Ausweg!

Nur dass es keinen gab.

„Lady Stanhope.“ Sie erkannte seine Stimme sofort. Als Kind hatte sie diese Stimme oft gehört. Es war ein Verbrechen, dass Greydon Cavendish noch immer nicht verheiratet war. Wäre er es, wäre sie jetzt nicht in der unangenehmen Lage, mit dem Teufel ihrer Kindheit persönlich sprechen zu müssen. Schon damals war er ein arroganter Geck gewesen, und ihre Meinung änderte auch nicht, dass er mittlerweile als der beste Fang galt, den London zu bieten hatte. Debütantinnen wollten sein Herz stehlen. Mütter wollten seine Schwiegermütter sein. Dabei war es gleich, ob eine Frau mehr Wert auf seine politischen Verbindungen legte oder auf den Glanz seines kupferfarbenen Haars. Greydon Cavendish, der Marquess of Clifford, schien die Antwort auf jede einzelne Vorliebe zu sein, die eine Dame haben konnte.

Bei ihr war es die Stimme, dachte sie mit einem Anflug von Sehnsucht. Eine Stimme, so warm wie der nachtblaue Samt seiner Jacke. Constance prügelte die Sehnsucht innerlich nieder und hob den Kopf, um ihm gerade in die Augen zu sehen. Das war doch lächerlich. Wenn sie einen Teufel als Ehemann haben wollen würde, könnte sie gleich den Plänen zustimmen, die ihre Verwandtschaft für sie machte.

„Mylord Clifford.“ Ganz leicht knickte sie. „Welch eine Ehre, und welche Freude, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen.“

In seinem Mundwinkel zuckte das zynische Grinsen, das sie ihm schon als Kind so gern um die Ohren gehauen hätte. „Ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen, Mylady.“ Und als müsse er der Tatsache, dass sie hier war, gebührend Respekt zollen, musterte er sie ungeniert von Kopf bis Fuß. Alles, woran sie denken konnte, war ihr Kleid. Das beste Kleid, das es in ihrer Truhe gab, und doch vollkommen unter aller Würde. Constance kniff die Lippen zu einem schmalen Strich und zwang sich, seinen Blick ohne zu zucken auszuhalten.

„Ich halte mich häufig fern von London auf“, fügte er leutselig hinzu, „aber nach dem, was man hört, sind Sie ein seltener Gast auf gesellschaftlichen Ereignissen.“

Selten? Das war die Untertreibung des jungen Jahrhunderts. Einladungen an die Familie Stanhope sparten Constance, das gefallene Mündel der altehrwürdigen Familie, grundsätzlich aus. Da spielte es keine Rolle, dass ihr Onkel George Stanhope, Earl of Edale, hoffnungslos pleite war und die einzige, die in dieser Familie noch Geld hatte, Constance war. Dieses Geld floss erst, wenn sie volljährig wurde und heiratete. Außerdem war es unwahrscheinlich, dass jemand außerhalb der Familie von ihrem Erbe wusste. Dafür hatte die Countess gesorgt, denn was der Earl und die Countess nicht gebrauchen konnten, war ein Mann, der Interesse an ihrem Mündel zeigte.

Ihrem inneren Aufruhr zum Trotz versuchte Constance, gelangweilt zu klingen. „Gesellschaftliche Ereignisse haben die Angewohnheit, mich zu langweilen. Es gibt so viele andere wunderbare Dinge, um sich die Zeit zu vertreiben, Mylord.“

Im gleichen Moment wusste sie, dass sie etwas ganz und gar Unmögliches gesagt hatte, denn Clifford grinste übers ganze Gesicht. Nicht zynisch, sondern amüsiert. „Da sind wir einer Meinung, Mylady, und finden Sie das nicht ebenfalls erstaunlich? Wenn ich an all die Zeit zurückdenke, die wir in früheren Jahren zusammen verbracht haben, kann ich mich an keine Gelegenheit erinnern, in der Sie und ich zuvor eine Meinung geteilt haben.“

Du meinst die Zeit, als ich dafür gesorgt habe, dass du mit einem gebrochenen Zeh wochenlang zu nichts zu gebrauchen warst, dachte sie grimmig. Die Zeit, als du alles daran gesetzt hast, um deine Schwester und mich zu ärgern, sodass ich gar nicht anders konnte, als es dir heimzuzahlen. Schon damals hatte er ihr prophezeit, dass ein Wildfang wie sie niemals einen anständigen Mann finden würde.

Und doch war es auch die Zeit gewesen, als ihr eigenes Leben noch glücklich und voller Träume für die Zukunft gewesen war. Die beste Zeit ihres Lebens. So, wie sie damals ein Wildfang gewesen war, so war Clifford ein unmöglicher Raufbold gewesen. Älter als sie und eingebildet wie ein junger Gockel. Es hatte keinen einzigen Tag gegeben, an dem sie sich nicht mit ihm gestritten hatte. Er war vielleicht kein Raufbold mehr, aus dieser Charaktereigenschaft schien er herausgewachsen zu sein. Doch ein unmöglicher Kerl war er noch immer. Um das zu beurteilen, reichte ein einziger Blick. Als würde ihm die Tatsache, zum engsten Kreis um den Prinzregenten zu gehören, einen Freibrief geben, damit er machen konnte, was er wollte. Er war arrogant, überheblich und entschieden zu sehr von sich überzeugt.

Doch er nannte sie Mylady. Niemand hatte sie Mylady genannt, seit ihr Vater gestorben war. Als wüssten die Leute nicht mehr, wer sie war.

Clifford trat einen Schritt näher. Zu nah für ihren Geschmack. Der Duft seines Rasierwassers hüllte sie ein, Sandelholz und Gewürze. Sie blinzelte, und der verdammte Mistkerl sah es genau.

„Du bist erwachsen geworden, kleine Connie“, raunte er ihr zu, sodass niemand sonst es hören konnte. Kein anderer anwesender Gentleman würde es wagen, eine Dame bei diesem vertraulichen Namen zu nennen. Nicht einmal wenn diese Dame Constance Stanhope hieß. „Pass gut auf dich auf.“

„Und Sie sind ein Flegel geblieben, Mylord“, gab sie liebenswürdig zurück.

Frech lächelte er sie an. „Das ist das, wofür die meisten Frauen mich lieben.“

„Dann haben Sie ja reichlich Auswahl.“

„In der Tat.“ Er hob eine Braue, trat einen halben Schritt zurück und deutete eine Verbeugung an.

Constances Blut gefror, als er die Hand ausstreckte. Nein!, dachte sie entsetzt. Nein, das tut er nicht, nicht er! Er war nicht hier, um sie um den nächsten Tanz zu bitten! Sie würde sogar mit dem alten Lord Hawick tanzen, der fast blind war und keine Zähne mehr hatte, um aus dem Haus ihres Onkels zu entkommen, aber niemals mit Greydon Cavendish. Auch sie hatte ihren Stolz.

Doch wenn er sie um diesen Tanz bat und sie ihn abwies, konnte sie danach auch gleich den Ball verlassen. Kein Gentleman würde sich einer Frau nähern, die Körbe verteilte. Und es war selten genug, dass einer es überhaupt wagte, sie anzusprechen.

„Miss Constance.“ Diese Stimme war hoch, beinahe piepsig, und klang ein wenig nervös. Constance wandte den Kopf nach links, woher sie gekommen war. In respektvoller Entfernung stand der jüngste Sohn des Duke of Albany vor ihr. Frederic hieß er, wusste sie, war fünfzehn Jahre älter und zwei Fingerbreit kleiner als sie. Es hieß, dass er der Tochter eines Barons aus dem Norden den Hof machte, aber darauf konnte sie jetzt keine Rücksicht nehmen. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie Grey erneut zynisch den Mund verzog. Oh, sie wollte ihn in den Boden stampfen, ohne ihn vorher anzuspitzen!

„Mylord Albany.“ Es gelang ihr nicht ganz, die Erleichterung aus ihrer Stimme zu verbannen.

Er streckte ihr die Hand entgegen. „Darf ich um den nächsten Tanz bitten, Miss?“

Er nannte sie nicht Mylady, aber das war ihr in diesem Moment egal. Seine Finger waren warm und sicher, als sie sie ergriff. Mit hoch erhobenem Kopf ließ sie Greydon Cavendish, Marquess of Clifford, den ältesten Sohn des Duke of Taddington, engen Freund des Prince of Wales und seit Jahren die beste Partie, die London zu bieten hatte, links liegen.

Er tanzte mit Lady Roberta, der leichtfüßigen und sterbenslangweiligen Tochter des Earl of Shrewsbury. Er tanzte mit Lady Frances, die gleich drei erwachsene Töchter auf diesen Ball gezerrt hatte, von denen keine auch nur im Entferntesten die Sinnlichkeit der Mutter besaß. Es war ein Jammer. Was war es mit älteren Frauen, dass er nicht von ihnen lassen konnte? Im Gegensatz zu Lady Frances war der anschließende Tanz mit Emmeline, der Debütantin des Abends, in jeder Hinsicht fad, nur vergleichbar mit dem Wein, den der Earl of Edale seinen Gästen kredenzte.

Immer wieder glitt Greydons Blick zurück zu Lady Constance Stanhope. Sie war jung. Zwar schrecklich altmodisch gekleidet, und sie besaß das Mundwerk eines Gossenbalgs, und doch konnte er sie nicht aus dem Blick lassen.

Was, um alles in der Welt, versprach sie sich davon, dass sie sich hier feilbot wie das letzte Hühnchen am Marktstand einer Bauersfrau? Das Kleid, das sie trug, hatte eine wunderbare, frische Farbe, doch sie schien den Schnitt eigenhändig geändert zu haben, damit es mehr von Schultern und Dekolleté zeigte. Lobenswert, denn besonders ihre Schultern waren eines Hinguckens würdig. Über ihr Dekolleté gab es nicht viel zu sagen, aber ihre Haut war gesund und klar und lud ihn ein, sie berühren

zu wollen. Alles in allem zeigten die Veränderungen am Kleid nur, dass sie, die es als Kind gehasst hatte, stillsitzen zu müssen und nähen zu lernen, sich noch immer nicht auf Nadel und Faden verstand.

Er lächelte vor sich hin, und Lady Charlotte Finch, die sich soeben bemüht um ihn herum drehte, strahlte übers ganze Gesicht in dem Glauben, dass sein Lächeln ihr galt. Er ließ ihr ihren Irrglauben, während seine Gedanken bei Constance waren, dem Fuchslein seiner Jugend. Das wilde Mädchen mit den feuerroten Locken, das ihm in einem Akt wohlverdienter Rache den Zeh gebrochen hatte. Das keine Scheu zeigte, ihm zu sagen, was sie von ihm hielt. Auch daran hatte sich nichts geändert.

Nachdem Lord Albany nach seinem Tanz mit Constance schleunigst das Weite gesucht hatte, hatten andere Gentlemen ohne Interesse mit ihr getanzt. Dabei gab sie sich wirklich Mühe, charmant zu sein, etwas, das nun wirklich nicht zu dem kleinen Hitzkopf passte. Grey hätte zu gern gewusst, warum. Sie wirkte, als müsse sie noch heute einen Ehemann finden, und das wiederum erinnerte ihn schmerzhaft an die Worte, die sein eigener Vater ihm beim Supper mit auf den Weg gegeben hatte.

Der Duke hatte ihm in Aussicht gestellt, seinem Ältesten den Geldhahn zuzudrehen, wenn er sich nicht endlich für eine Braut entschied. Zwar hatte Greydon sein Stadthaus in Westminster, einen gut gefüllten Kleiderschrank, nicht weniger gut gefüllte Ställe und ein Einkommen aus den Ländereien des Marquess, aber es ging hier ums Prinzip. Er schätzte seinen doch etwas verschwenderischen Lebensstil, und dafür kam ihm das schier grenzenlose Vermögen des Herzogtums am Rande des mittelenglischen Peak District durchaus zu Gute. Ganz zu schweigen davon, dass die Gentlemen, mit denen er verkehrte, von ihm erwarteten, dass sich an seiner Art zu leben nichts änderte. Die Peinlichkeit, wenn er demnächst bei den schwindelerregenden Einsätzen, die der Prinzregent und seine Vertrauten an den Whist-Tischen ausriefen, nicht mithalten konnte, war nicht auszudenken. Wenn Seine Gnaden Grey an die kurze Leine legte, würde er sich einschränken müssen, und das machte keine gute Figur.

Eigentlich sollte es leicht sein, dem Duke zu Willen zu sein und einer Dame den Hof zu machen. Doch ans Heiraten zu denken und gleichzeitig die sehnsüchtigen Blicke von Lady Finch oder Emmeline Stanhope auf sich zu spüren, trieb ihm Angstschweiß auf den Nacken. In seinen Augen waren sie eine wie die andere. Langweilige Kinder, die ehrgeizige Mütter in Wolken aus feinem Musselin gesteckt hatten, um einem Gentleman von Stand den Kopf zu verdrehen. Die Aussicht, wegen solch eines zerbrechlichen Püppchens seine Freiheit aufgeben zu müssen, verursachte ihm Übelkeit. Gut, seine Affäre mit Lady Anne Villiers währte mittlerweile fünf Monate, und er hatte nicht die Absicht, diese demnächst zu beenden, da er sich prächtig mit ihr amüsierte. Doch eine Ehe war noch einmal etwas anderes. Eine Gemahlin ließ sich nicht so leicht verlassen wie eine Mätresse, die jederzeit damit rechnete, dass ein Liebhaber schnell zur nächsten flattern würde.

Was mochten Constances Beweggründe sein, so überstürzt in den Hafen der Ehe einlaufen zu wollen? Als Kind hatte sie ihre Freiheiten mindestens ebenso sehr genossen wie er. Grey runzelte die Stirn, als er sah, wie das Fuchslein den geckenhaften Lord Douglas anhimmelte. Douglas war ein gutaussehender Mann mit stechend blauen Augen, akkurat geschnittenen dunklen Locken und erlesenem Kleidergeschmack. Was es umso erstaunlicher machte, dass er nicht nur einen einzigen Tanz mit der Dame im unmodischen sonnengelben Kleid wagte, sondern ein ganzes Set mit ihr tanzte. Scheinbar angeregt unterhielten sie sich, und Constance hatte Sterne in den rehbraunen Augen.

Glaubte sie wirklich, Lord John Douglas würde sie mit nach Edinburgh nehmen und zu seiner Countess machen?

Die Quadrille endete. Mit einem formvollendeten Bückling dankte Grey seiner Partnerin, deren Name ihm für den Moment entfallen war, für den Tanz, brachte sie zu ihrer entzückten Frau Mama zurück und suchte gleich darauf einen Ausweg. Er nahm einen Tumbler mit einladend honigfarbener Flüssigkeit vom Tablett eines livrierten Dieners und zog sich durch die Glastüren aus dem Ballsaal zurück. Im Foyer herrschte die Kälte eines Hauses, in dem Heizkosten gespart wurden. Dass George Stanhope, der Earl of Edale, nahe dran war, das gesamte von seinem Bruder geerbte Vermögen am Spieltisch zu verlieren, munkelte man in der feinen Gesellschaft schon länger. Ein bisschen wehmütig dachte Greydon an Edale House zurück, in dem er als Junge viel von seiner Zeit in London verbracht hatte. Weniger pompös als das väterliche Taddington House, hatten er und seine Geschwister dort mehr Freiheiten gehabt als zuhause. Connies Vater war ein herzenguter Mann gewesen, der seinen Mangel an einem eigenen Sohn damit kurierte, dass er Greydon und seinen jüngeren Bruder Francis Cavendish in gutem Benehmen unterwies. Gleichzeitig hatte er die Freundschaft seiner einzigen Tochter Constance mit Greydons Schwester Philippa immer gefördert. Mehr noch als die Zeit der Parlamentssitzungen in London, hatten die Kinder die Sommer auf den respektiven Landsitzen der Familien gemeinsam verbracht. Im Peak District waren sie Nachbarn gewesen, das Anwesen der Edales grenzte direkt an das der Taddingtons. Machte es ihn zu einem sentimental Schwächling, wenn er plötzlich das Gefühl hatte, die Kindheit sei die beste Zeit seines Lebens gewesen?

Der neue Earl, Constances Onkel, hatte Edale House in Mayfair schon wenige Jahre nach dem Tod seines Bruders verpfändet und schließlich verkauft. Dieses Haus hier am Grosvenor Square mochte genügen, aber es war kein Stadtpalast. Die Residenz war nur gemietet, vergleichsweise beengt, und es fehlte ein Garten.

Aus einer angelehnten Tür weiter hinten im unbeleuchteten Teil des Foyers drang warmes goldrotes Licht.

Als Greydon die Tür erreichte, war sofort ein Diener bei ihm. „Mylord Clifford.“ Der Mann verneigte sich tief. „Sie wünschen, sich in die Bibliothek zurückzuziehen? Ich entzünde ein paar Kerzen.“ Er stieß die Tür auf. Im Kamin flackerte ein geschäftiges Feuer, Quelle des rotgoldenen Lichtes. Nachdem er ein paar Kerzen entzündet hatte, verzog der Diener sich wieder, ließ die Tür aber angelehnt.

Gelangweilt nahm Grey ein paar Bände aus dem Regal, blätterte, stellte sie zurück. Auch die Bibliothek war weit weniger umfangreich, als sie es unter Constances Vater gewesen war. Der Schreibtisch war leer, weder Papiere noch Schreibutensilien wiesen auf rege Geschäfte hin. Grey ging ans Fenster, blickte hinaus in den Regen, der scheinbar seit Tagen unablässig auf London herunterriefte. Sehnsucht ergriff ihn, die weder mit Lady Villiers zu tun hatte, noch mit den Kindertagen im Peak District oder dem losen Mundwerk des Fuchsleins. Sehnsucht nach dem Süden. Es war sechzehn Monate her, seit er der Alten Dame Roma Adieu gesagt hatte, und Barbara Bonaventura mit ihr.

Das fernwehkranken Seufzen blieb ihm im Hals stecken, als er auf der anderen Seite der angelehnten Tür sich nähernde Stimmen vernahm. Zu spät, das Weite zu suchen. Er konnte sich lediglich hinter dem voluminösen und penetrant nach Staub riechenden Vorhang in der Fensternische verstecken. Mit etwas Glück würde ihm die heimliche Beobachtung eines noch viel heimlicheren Stelldicheins ein wenig die Stimmung heben.

Wie sehr Fortuna ihm hold war, erkannte er sofort, als er die Stimme des Fuchsleins hörte. Auf einmal klang sie alles andere als frech, sondern demütig und hoffnungsvoll. Wohlerzogen. Brav. Nicht im Geringsten wie die Lady Constance, die er kannte. Er musste grinsen.

Die Stimme des Mannes erkannte er an dessen unverkennbar schottischem Akzent. Scheinbar also hatte es Constance geschafft, den schottischen Lord hierher zu bewegen, und sie hoffte auf ... worauf?

Schnell wurde ihm klar, dass es nicht Constance war, die den Douglas zu diesem Stelldichein überredet hatte. Mit wohlgesetzten, wenn auch leicht whiskygetränkten Worten bedrängte der Earl die junge Frau. Greydon wartete ab, doch sein Herz klopfte heftiger. Warum? Sollte ihm nicht gleichgültig sein, was mit ihr geschah? Sie wollte heiraten, soviel war klar, und damit hatte er jegliches Interesse an ihr verloren. Heiratshungrige Ladys waren ihm ein Graus.

Trotzdem glimmte da etwas wie Stolz in seiner Brust, als er realisierte, wie vehement Constance dem Earl den gewünschten Kuss verweigerte. Gut gemacht, Füchlein, dachte er. Weiter so. Du weißt doch, was der will, oder?

„Ich mag Sie wirklich sehr, Mylord“, sagte Constance freundlich, aber resolut. „Ich möchte nicht, dass Sie daran zweifeln.“

„Dann zeigen Sie es mir!“

„Genügt Ihnen nicht mein Wort?“

„Jedes Wort aus diesem hübschen Mund ist Gold wert, meine Liebe, aber in diesem Moment wünsche ich diese Lippen zu verschließen und ...“

„Bitte, reden Sie nicht weiter, Sir. Ich würde es sehr bedauern, wenn ich meine Meinung über Sie ändern müsste.“

Eine Weile herrschte Stille, nur sein eigenes Herz hörte Grey schlagen.

„Wenn ich Ihnen diesen Kuss schenke, Mylord“, sagte Constance dann vorsichtig. „Was geschieht dann?“

„Ein zweiter Kuss? Noch nie hat sich eine über meine Küsse beschwert.“

Das glaubte Grey unbesehen. Der Kerl wusste, wie man Frauen um den Finger wickelte. In ganz London war Douglas für seine Künste als Casanova berühmt. Fast so berühmt wie Greydon Cavendish.

„Ich gehöre nicht zu diesen Damen, Sir“, echauffierte sie sich, und ein Funken der wilden Connie schimmerte durch die Fassade, die sie aufgesetzt hatte, um Douglas zu becirnen. Das zu sehen, wärmte Grey das Herz.

„Was ist es dann, das Sie von mir zu hören wünschen, Miss Constance?“

„Ein Versprechen, Mylord, dass Sie nicht die Absicht haben, mich auszunutzen. Dass Ihre Absichten die eines Ehrenmannes sind.“

Douglas schwieg ein paar Wimpernschläge lang, dann begann er zu lachen. „Das meinen Sie nicht ernst, oder?“

Jetzt war es Constance, die schwieg. Grey meinte zu hören, wie sie nach Luft schnappte. Ehe sie antworten konnte, redete der Earl weiter.

„Miss Constance, Sie sind eine ausnehmend schöne junge Frau, und ich hielt Sie auch für ausnehmend intelligent. Aber sie können doch nicht ernsthaft glauben, dass ein Mann von Stand eine Dame ihrer Reputation zur Gemahlin nehmen würde?“

„Sie ... Sie ...“ Grey wusste aus langjähriger Erfahrung, dass eine Menge dazugehörte, Constance sprachlos zu machen.

Der Earl senkte die Stimme ein wenig. Vermutlich war er näher an sie herangetreten, so wie vorhin Grey. „Ich würde mir die Finger verbrennen, wenn ich Ihnen die Ehe antragen würde. Ich müsste damit rechnen, dass mein Stand in London und Edinburgh gehörige Kratzer bekommt und mein Einfluss von einem Tag auf den anderen vorbei ist. Welcher Gentleman, der bei klarem Verstand ist, würde das riskieren? Aber wenn Sie ein Versprechen wollen ...“ Douglas machte eine Pause, in der Grey Constances schwere Atemzüge hörte. In diesem Moment hasste er den Vorhang dafür, dass er undurchsichtig war. Staubpartikel setzten sich in seine Nase und reizten zum Niesen, aber das konnte er nun wirklich nicht zulassen. Zum Glück sprach Douglas weiter, ehe Grey sich verraten konnte.

„Dann verspreche ich Ihnen dies: Sie sind eine wunderschöne Frau und intelligente Konversationspartnerin. Ich werde in den nächsten Monaten und Jahren viel Zeit in London verbringen und hätte nichts dagegen, Sie dann aufzusuchen, meine Liebe. Ich kann Ihnen versichern, dass ich Sie nicht enttäuschen werde. Ich würde Ihnen ein Auskommen sichern und Sie mit Schmuck und schönen Kleidern überhäufen. Sie müssten sich nur freundlich mir gegenüber zeigen, und die Zeiten von schlechten Nähten und schiefen Säumen sind endgültig vorbei.“

Grey konnte sich ausmalen, wie Douglas den Stoff von Constances Kleid zwischen den Fingern zerrieb, um seine Worte zu untermalen. Das Bild vor seinem inneren Auge zerbrach, als ein lautes Klatschen durch die Bibliothek hallte, das vermutlich noch draußen im Foyer zu hören war.

„Sie sind ein geschmackloser Widerling!“, fauchte Constance.

Der schottische Earl lachte. „Diese Ohrfeige sei Ihnen gegönnt, Madame. Sie haben einen beeindruckenden rechten Haken. Wie so vieles an Ihnen, das beeindruckend ist. Leider gehört Ihr Scharfsinn nicht dazu, Miss Constance. Es wäre Ihr Schaden nicht gewesen, mein Angebot anzunehmen, doch alas! Ich werde mich jetzt zurückziehen.“

Leise klappte die Tür. Zurück blieb Stille und Constances schwerer Atem. Weinte sie? Nein, das Füchlein war zu stolz für Tränen. Auch das wusste Grey, und er glaubte nicht, dass sie für einen Hundsfott wie den schottischen Earl mit dieser Gewohnheit brechen würde.

Ein paar Atemzüge lang passierte nichts, dann klirrte etwas. Ein leises, metallisches Geräusch, begleitet von einem verärgerten Schnaufen und gefolgt von dem Aufstampfen eines zarten Fußes. Die Schritte ließen keinen Zweifel zu. Constance durchquerte den Raum. Sie kam auf das Fenster zu! Mit energischer Kraft riss sie beide Fensterflügel auf und knallte den rechten dabei gegen Greys Arm, dass das Glas im Rahmen klirrte.

„Au!“, entfuhr es ihm.

„Was zur Hölle ...“ Dem undamenhaften Fluch folgte ein Zerren an dem schweren Samtvorhang, dann wich sie entsetzt einen Schritt zurück. „Was machen Sie hier?“

Er hob beide Brauen und lächelte sie an. „Genießen“, sagte er und trat aus seinem Versteck heraus.

Dieser ... dieser ... oh, nicht einmal in Gedanken fiel ihr eine Bezeichnung ein, mit der sich so viel Dreistigkeit auch nur annähernd umschreiben ließ. Constances Herz raste. Als ob die Beleidigung, die Lord Douglas ihr ins Gesicht gesagt hatte, nicht schlimm genug gewesen wäre. Oh ja, ihre Familie

kümmerte sich nur so viel um Constance, wie es Anstand und Nächstenliebe verlangten, aber das bedeutete nicht, dass sie nichts von der Welt wusste. Er hatte sie zu seiner Mätresse machen wollen, dieser ungehobelte Mensch. Als wäre sie ein dahergelaufenes Straßenmädchen, das sich dem Erstbesten an den Hals werfen musste, um zu überleben. Als wärst du wie deine Mutter, flüsterte eine Stimme in ihrem Hinterkopf, und das machte Constance nur noch wütender. Sollten die feinen Damen der Gesellschaft über sie munkeln, was sie wollten, im Leben nicht würde sie vergessen, wer sie war. Das Wunschkind zweier Menschen, die einander geliebt hatten, ehe eine andere Versuchung verlockender wurde. Wieviele der ach so ehrenhaften Ladys konnten von sich behaupten, einmal von ganzem Herzen geliebt worden zu sein?

Constance hatte die Liebe ihrer Mutter verloren, als sie zehn Jahre alt gewesen war, und ein Jahr später auch die ihres Vaters. Aber schon damals hatte sie sich geschworen, sich niemals mit weniger als echten Gefühlen zufriedenzugeben. Egal, was die Gesellschaft sagte: Sie verdiente Liebe. Und sicher verdiente sie mehr, als dass ein blasierter Geck sie wie ein dressiertes Äffchen hielt.

Apropos blasierter Geck. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr Dampf aus der Nase steigen, als sie sich wütend Clifford zuwandte. „Was soll das heißen, Sie genießen?“

„Ach kommen Sie, Lady Stanhope. Sie müssen zugeben, die Darbietung hatte alles, was ein klassisches Drama erfordert. Glauben Sie mir, ich habe lange genug im Ausland gelebt und die legendären Inszenierungen an den Theatern von Paris und Mailand mit eigenen Augen gesehen, um das beurteilen zu können.“ Seine Augen blitzten amüsiert, und am liebsten hätte Constance ihn mit Sand beworfen, so wie sie es früher, während ihrer gemeinsamen Kindheit, getan hatte. Glaubte er wirklich, sie damit beeindruckend zu können, dass er ihr erzählte, wo er schon überall gewesen war?

„Liebesschwüre, Verzweiflung, große Gefühle, Enttäuschung, Leidenschaft. Sagen Sie mir, was war das, was Sie da durch die Bibliothek geworfen haben?“

Ein Ring, genauer gesagt das einzige Schmuckstück, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Es war nicht besonders wertvoll. Vergoldetes Silber mit einer kleinen, aber wunderschön fein ziselierten Gemme in der Mitte. Wenn sie ein bisschen was von ihrem Verstand beisammen gehabt hätte, hätte sie das Schmuckstück im Leben nicht weggeworfen. Aber eher würde sie sich die Zunge abbeißen, als das vor Greydon Cavendish zuzugeben.

Sie reckte ihre Nase in die Höhe, wie es die feinen Gentlemen wunderbar vormachten, wenn sie beieinanderstanden und sich gegenseitig zu übertrumpfen versuchten. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden.“

„Natürlich nicht.“ Er lachte, und verdammt mochte er sein, dass sie feststellen musste, dass dieses Lachen ihr gefiel. Es kam von unten aus seinem Bauch, klang tief und volltönig. Es klang nach Weite und Abenteuer und Welterfahrung. Wenn sie ehrlich war, gefiel ihr dieses Lachen viel besser als das blasierter Bellen von Lord Douglas. Es klang ehrlich und warm, es erinnerte sie an wilde Ausritte in den Hügeln und ausgelassenes Fangenspielen im Park von Edale House.

„Vielleicht interessiert es Sie dennoch, wenn ich Ihnen sage, dass dieses Ding, das Sie nicht geworfen haben, unter der Chaiselongue am Kamin gelandet ist. Nur für den Fall, dass Sie es wiederhaben wollen, sobald ich gegangen bin.“

„Ein Gentleman stellt das Wort einer Lady niemals in Frage.“

„Ich habe niemals behauptet, ein Gentleman zu sein. Und Sie, Liebes, sind ganz gewiss keine Lady.“ Er sagte es unter erhobenen Augenbrauen, in seinem Ton vibrierte Amüsement und Herausforderung. Wie sie zuvor schon festgestellt hatte, hatte sich Greydon Cavendish seit ihrer

Kindheit kein bisschen verändert. Er war noch immer derselbe Teufel wie damals, der es liebte, sie aufzuziehen und ihr auf die Nerven zu gehen. Warum nur fühlte sich seine Beleidigung dann viel weniger schmerzhaft an als das freundlich vorgetragene Angebot des Lord Douglas?

„Phh“, machte Constance und verschränkte die Arme vor der Brust. Es sollte eine überlegene Geste sein, leider war ihr Korsett zu eng, sodass nun ihre Brüste nach oben gedrückt wurden und um ein Haar aus dem Ausschnitt ihres Kleides fielen.

Zumindest hatte Clifford diesmal den Anstand, lautlos zu feixen. Er biss sich auf die Lippe, während er genüsslich ihren Anblick verspeiste. „Ich muss schon sagen, der anstandslose Schotte hat mein vollstes Verständnis, wenn er Sie bei lebendigen Leib verschlingen will. Er hat Geschmack – was für einen Schotten schon deutlich mehr ist, als man erwarten darf – und er ist kein Kostverächter. Und Sie, Liebes, machen einem Mann eindeutig Appetit. Was mir nur nicht in den Kopf gehen will: Was wollten Sie mit einem Blender wie Douglas? Jeder weiß, dass er ein Tunichtgut ist, zu impulsiv am Spieltisch und mit einer Vorliebe für Extravaganzen, die er sich nicht leisten kann. Eine Liaison mit ihm würde bedeuten, dass Sie innerhalb weniger Jahre am Hungertuch nagen.“

„Besser spielsüchtig und bankrott als klein und fett und mein Cousin“, murmelte Constance zwischen zusammengebissenen Zähnen. Sie hatte nicht beabsichtigt, ausgerechnet Clifford das einzugestehen, aber Impulskontrolle war nie eine ihrer Stärken gewesen. Blieb zu hoffen, dass Clifford sie nicht gehört hatte, und wenn doch, nicht begriff, was sie so unvorsichtig über sich enthüllt hatte.

Bedauerlicherweise gehörte Stumpfsinnigkeit nicht zu den zahlreichen Schwächen des Marquess. Wieder erklang dieses Lachen, doch diesmal fühlte es sich an wie ein Tritt in Constances Bauch.

„Wirklich?“, presste er zwischen den Lachern hervor. „Der Earl und die Countess of Edale planen, Sie mit Nicolas zu verheiraten? Sind die denn von allen guten Geistern verlassen? Ich gebe dieser Verbindung keine vier Wochen, und es wird Blut fließen. Sie würden ihm die gierigen Knopfaugen auskratzen. Der dicke kleine Lord und eine Frau wie Sie.“ Immer wieder schüttelte Clifford den Kopf. Offenbar war die Vorstellung einer Ehe, und besonders dieser Ehe, in seinen Augen so absurd, dass ihm die Worte fehlten.

Von allen Beleidigungen, die Constance an diesem Abend hatte ertragen müssen, war dies die schlimmste. Keinen Atemzug länger würde sie es mit diesem Schurken Greydon Cavendish in einem Raum aushalten.

Sie hielt zusammen, was von ihrem Stolz übrig war, raffte ihre Röcke und wandte sich zum Ausgang. „Sie entschuldigen mich, Lord Clifford. Wie immer war es kein Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern.“

„Ja, gehen Sie nur. Sie haben eine schlechte Partie zu verhindern, indem Sie eine andere in die Wege leiten. Jetzt verstehe ich, warum Sie es so eilig haben, sich einen Ehemann zu erlegen. Waidmanns Heil, meine Liebe. Da ich für die Rolle der Beute nicht zur Verfügung stehe, kann ich ihnen nur viel Glück bei der Jagd wünschen.“ Sein Lachen hörte sie noch, als sie die Bibliothek verließ.

Unter übertriebenem Geraschel flatterten die dünnen Seiten aus braungelbem Papier, die zum Terminbuch des Schneiders zusammengeheftet waren. Irritiert blickte Grey auf die knochigen, viel zu langen Finger des Gesellen, die über akkurat gezogene Linien flogen und in dem Buch herumblättern. Wieso musste Grey sich mit diesem Jüngelchen abgeben?

„Es tut mir leid, Mylord“, fiepte der Knabe mit zu hoher Stimme, obwohl er dem Stimmbruch längst entwachsen sein sollte. Der Schneidergeselle war nervös. „In den nächsten Wochen ist nichts mehr frei. Die Hochzeit des Duke of Pembroke, Sie verstehen ...“

Grey streckte die Hand aus und legte sie auf die aufgeschlagene Seite. „Ich sehe hier jede Menge Lücken. Wenn es dem Meister zu zeitraubend ist, mich in meinem Stadthaus aufzusuchen, bin ich bereit, zum Maßnehmen wiederzukommen oder einen meiner Fracks als Schablone zu schicken.“

Die Nasenflügel des Gesellen bebten, um seine Lippen zitterte dünne Haut. „Eure Lordschaft, diese Lücken sind notwendig, damit Mr. Stultz genügend Zeit für die Garderobe der Hochzeitsgäste ...“

„Was würde Mr. Stultz denn machen, wenn noch ein Hochzeitsgast wünscht, bei ihm ausgestattet zu werden?“ Grey verstand sich als ein Mann von unerschütterlicher Geduld. Irritierenden Zeitgenossen begegnete er mit der ihm eigenen Mischung aus Arroganz und Spott, wissend, dass früher oder später getan werden würde, was Seine Lordschaft wollte. Kein Geschäftstreibender in dieser Stadt konnte es sich leisten, ein Mitglied des Hauses Taddington als Kunde zu verlieren. Wenn sich so etwas herumsprach, bedeutete dies einen Skandal allererster Güte. Doch langsam ging ihm dieser Bursche auf die Nerven.

„Mylord, ich ...“

„Ich wünsche Mr. Stultz persönlich zu sprechen.“ Grey hatte genug. Sein Tonfall signalisierte, dass die Diskussion für ihn beendet war.

„Mr. Stultz ist ...“

„Sobald er Zeit hat“, ergänzte Grey. „Ich werde hier warten.“ Er sah sich um. Beim Fenster stand ein niedriger runder Tisch mit einer verkümmerten Pflanze darauf und zwei klapprigen Stühlen davor. Na also. Er ließ sich nieder und schlug die Beine übereinander, seine Kutsche im Blick, die vor dem Geschäft parkte. Eines der Pferde schüttelte sich schnaubend, und sein Kutscher zerrte warnend an den Zügeln.

Resigniert klappte der Geselle das Terminbuch zu und verschwand lautlos in die hinteren Räumlichkeiten. Grey rutschte auf dem unbequemen Stuhl herum, als ihn etwas in seiner Fracktasche kniff. Mit einem Lächeln zog er den Ring heraus, den er nach Constances theaterreifem Abgang am vergangenen Abend unter der Chaiselongue in der Bibliothek der Edales herausgeklaubt hatte. Das Füchlein. Er drehte den Ring zwischen den Fingern und dachte an ihre furchtlosen hellbraunen Augen und an das trotzige Gesicht. Man sollte nicht meinen, dass dies das Gesicht einer Frau war, der soeben ein wohlhabender Mann eine Existenz als Hure angetragen hatte.

Grey hatte nichts gegen Huren. Im Gegenteil. Er verstand, dass die niedrigen unter ihnen eine Wahl hatten treffen müssen, die keine war. Die eleganteren unter ihnen waren Frauen, deren Dienste er gern in Anspruch nahm. Aber Connie Stanhope hoffte auf ein besseres Leben, und ihre Enttäuschung über das, was Douglas vorschwebte, war verständlich. Wenn Grey ehrlich zu sich war, hatte sie in der Tat Besseres verdient. Sie sprühte vor Leben. Ihr schmaler, drahtiger Körper lud dazu ein, berührt zu werden, und ihre Augen sehnten sich danach, die Welt zu sehen. Doch wenn es nach ihrem Vormund ging, war alles, was in ihrer Zukunft stand, der fette, steife Nicolas Stanhope. Vielleicht würde der sie sogar bis nach Bombay verschleppen. Es hieß, Nicolas habe sich dort einen lukrativen militärischen

Posten in der East India Company erarbeitet, wobei Grey das gewundert hätte, denn solange er Nic kannte, hatte der nie an etwas gearbeitet.

Constance hatte es nicht explizit gesagt, aber Grey kannte den Earl of Edale und dessen prekäre finanzielle Situation. Es musste um Geld gehen, etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Vermutlich hatte der frühere Earl, Connies Vater, Vorkehrungen für seine Tochter getroffen, ehe er ... Greydon schluckte. Das waren Gedanken, die er nicht denken wollte. Er biss die Zähne aufeinander und stopfte den billigen Ring zurück in seine Jackentasche.

Selbstverständlich musste er nicht lange warten, bis der Schneidermeister sich persönlich zeigte. Alles andere hätte Grey auch sehr gewundert. Master Stultz beschäftigte eine Armee von Angestellten und hatte immer Zeit für seine Kunden. Scharren und Räusperrn verkündeten das Nahen von George Stultz, einem der drei besten Schneider in Mayfair. Stultz war kleingewachsen, dürr, mit wieselflinken Augen und magischen Händen. Selbige stützte er auf dem Bedientresen ab, auf dem das Terminbuch lag. Ein wenig verstört registrierte Grey, dass der Mann nicht an den Tisch herüberzukommen gedachte, um den Marquess of Clifford angemessen zu begrüßen. Behandelte man so seinen besten Kunden?

„Lord Clifford, Sir.“ Die Stimme klang, als habe der Schneider seit Tagen nichts getrunken und seine Kehle wäre voll von den Fusseln, die aus den Stoffen aufstiegen, wenn er sie verarbeitete. „Ich habe Sie lange nicht gesehen.“

„Etwa eine Woche.“ Grey erhob sich. „Ich brauche einen neuen Frack, Master Stultz, für die anstehende Saison.“

„Das sagte mir Johnny bereits. Ich bin bereit, Ihnen diesen Frack rechtzeitig für den nächsten Ball zu fertigen.“

„Na also.“ Sich die Hände reibend, trat Grey auf der Kundenseite an den Tresen heran. „Wusste ich es doch. Sobald ich mit Ihnen persönlich ...“

„Vorausgesetzt“, unterbrach der Schneider ihn mit erhobener Hand. Grey runzelte die Stirn. „Vorausgesetzt, Sie begleichen jetzt und hier Ihre Verbindlichkeiten in Höhe von sieben Guineas, acht Shillings und acht Pence, und bezahlen die Kosten für den Frack in Höhe von vier Guineas und vier Shillings sowie weitere acht Shillings für Stoff und notwendige Kurzwaren im Voraus, Mylord.“

Mit halb offenem Mund starrte Grey den Schneidermeister an. Was ihn am meisten ärgerte, war die Art, wie Stultz das Word Mylord betonte.

„Meine Verbindlichkeiten bei Ihnen begleicht der Faktor von Taddington House am Ende jeden Monats“, brachte er hervor.

„Das ist üblicherweise der Fall, Mylord“, bestätigte Stultz aufgeräumt. „Ich muss Sie jedoch davon in Kenntnis setzen, dass Seine Gnaden mich informieren ließ, für den Lebensstil des Marquess of Clifford nicht länger aufzukommen, da dieser nicht bereit sei, den väterlichen Forderungen Genüge zu tun. Sie werden verstehen, Mylord, dass ich nicht in Familienangelegenheiten hineingezogen zu werden wünsche. Ich habe Kosten, auf denen ich nicht sitzenbleiben möchte.“ Er zückte eine Schreibfeder und schraubte das Tintenfasschen auf. „Wie also wünschen Sie zu bezahlen, Mylord?“

Einen Augenblick starrten sie einander in die Augen. Grey spürte es in sich brodeln. „Sie hören von mir“, presste er schließlich heraus, drehte sich auf dem Absatz herum und verließ den Laden.

Draußen blickte er auf seine Taschenuhr. Ein Uhr. Die Duchess of Taddington bestand auf einem leichten Lunch pünktlich um ein Uhr, wie es in den letzten Jahren a la mode geworden war. Sie ließ

sich keine Mode-Erscheinung entgehen, mit irgendwas musste eine gelangweilte Lady sich ja beschäftigen. Auch wenn er seit Jahren einen eigenen Haushalt hatte, konnte niemand dem ältesten Sohn des Hauses verwehren, seiner Familie bei dieser Lunch-Gesellschaft zu leisten. Dort würde sich auch die Gelegenheit ergeben, mit seinem Vater zu reden.

Vorher gab es allerdings noch etwas zu erledigen. So einfach würde er es dem Duke nicht machen. Bei allem Verständnis für den Wunsch seiner Gnaden, das Blut der Taddingtons weitergeführt sehen zu wollen, den Zeitpunkt und die Umstände für diese Pflicht wollte Grey doch bitte selbst bestimmen. Vielen Dank.

„Nach Hause“, wies er seinen Kutscher an und kletterte in das Gefährt.

Das Beste an einem ruinierten Ruf war, dass man sich keine Gedanken mehr darüber machen musste, die Gesellschaft zu schockieren. Die Zeiten, in denen Constance bei jedem Schritt und jeder Geste überlegt hatte, ob sie sich damit weiter zu einer Außenseiterin machte, waren lange vorbei. An Tagen wenn der einzig mögliche Trost darin bestand, sich auf dem Rücken eines Pferdes den Wind um die Nase wehen zu lassen, war das sehr praktisch.

Schon als Kind hatte sie die Geschwindigkeit geliebt. Das Reiten war ihr seit jeher die allerliebste Beschäftigung gewesen. Sie war noch keine fünf Jahre alt gewesen, als Vater ihr das erste Pony geschenkt hatte. Sein Name lautete Bliss, ein kleiner braun-weiß gescheckter Wallach mit wachen Augen und einer samtweichen Nase. Schon damals hatte Constance die Leute über das zu weiche Herz des Earls murren hören. Darüber, dass er Constance ermutigte, an Dingen Gefallen zu finden, die einer Dame nicht zu Gesicht standen. Aber sie hatte sich geweigert, über die bösen Zungen nachzudenken. Sie hatte das Lachen auf dem Gesicht ihres Vaters gesehen, wenn sie in dem Kindersattel, der für den Sohn des Earls, den es nie gab, gedacht war, über die Wiese vor Hollins Hall sauste. Wenn sie heute die Augen schloss, sah sie sich selbst, die kleinen Fersen fest in die Flanken des Ponys gepresst, wie sie immer lauter schrie: „Schneller, Bliss! Schneller!“

„Pötzblitz!“, hatte der Earl dann gelacht. „Was bist du für ein Satansbraten, Lady Stanhope! Der Mann, der dich einmal heiratet, kann sich glücklich schätzen, aber er sollte dir auch gewachsen sein. Mit einer Braut wie dir wird einem Mann niemals langweilig.“

Ihr Vater war der einzige Mensch gewesen, den ihr Temperament nicht abgeschreckt hatte. Der einzige Mensch, der sie geliebt hatte, wie sie war. Nicht einmal die Liebe ihrer Mutter war so bedingungslos gewesen. Wäre sie das, dann wären sie vielleicht heute noch eine glückliche Familie. Aber die Mutter war gegangen, und dann hatte der Vater nicht bleiben wollen. Jahrelang hatte Constance versucht, ihre Eltern zu hassen für die Art, wie sie sie im Stich gelassen hatten.

Doch inzwischen überwog die Liebe. Die Erinnerungen an die glücklichen Jahre. Hätte es ihren Vater nicht gegeben, womöglich hätte Constance irgendwann begonnen zu glauben, was Tante Henrietta und Emmeline ihr immer und immer wieder sagten. Dass sie eine Zumutung sei, ein Schandfleck in jeder Familienbibel. Dass sie froh sein konnte über die Nächstenliebe und Gutmütigkeit, die dem neuen Earl und der Countess innewohnten. Gute Menschen, die es nicht fertigbrachten, das Kind des früheren Titelträgers zu verstoßen, obwohl es das Balg einer Hure war. Constance war elf Jahre alt gewesen, als ihr Vater starb, alt genug, um sich an den Klang seines Lachens zu erinnern, und an

seine Liebe. Daran klammerte sie sich, immer dann, wenn der Druck zu groß wurde, und nie fühlte sie sich ihrem Vater näher als auf dem Rücken eines Pferdes.

Nur gut, dass um diese Zeit der Hyde Park noch nicht vor Besuchern überquoll. In einem eleganten Sprung setzte das Pferd über eine Hecke hinweg. Constance hatte keine Mühe, sich im Sattel zu halten. Der Sprung war nicht weit, wahrscheinlich hätte sie ihn sogar im Damensitz gemeistert, aber nach dem Desaster des vergangenen Abends war ihr alles egal gewesen, und sie hatte stattdessen einen Männersattel aufgelegt.

Leider konnte sie sich nicht ewig im Park verstecken. Obwohl die Sonne in diesem Jahr London auch im September noch verwöhnte, brachte der Wind, der von der Themse herüberwehte, mit ordentlich Biss den Gestank des Wassers mit sich. In der vergangenen Stunde hatte sie den Fuchswallach genug getrieben, dass sein Fell von Schweiß dunkel glänzte. Sie wollte nicht, dass das Tier sich erkältete. Es war kaum seine Schuld, dass ihre Wut auch nach ein paar Stunden Schlaf nicht verraucht war. Verdammter Clifford. Verdammter Douglas, verdammte Lords, wie auch immer sie hießen, und verdammte Welt, die zuließ, dass sie sich von denen verhöhnen und verurteilen lassen musste, die nicht das Geringste über sie wussten. Was fiel diesen Männern eigentlich ein? Sie kannten sie nicht und nahmen es sich trotzdem heraus, über sie und das, was sie brauchte, zu urteilen.

Noch zwei Mal umrundete sie die Wiese, dann parierte sie den Wallach schweren Herzens erst in Trab, dann in Schritt. Vom Tor an der Ecke von Oxford Street und Park Lane dauerte es kaum fünf Minuten bis zum Grosvenor Square. Constance wühlte jetzt schon Unbehagen im Magen, wenn sie daran dachte, was für ein Theater die Tante machen würde, wenn sie durch irgendeinen unglücklichen Zufall erfuhr, dass Constance die Frechheit besessen hatte, im Herrensitz auszureiten. blieb nur zu hoffen, dass sie Henrietta und Emmeline noch nicht wach waren. Es war spät geworden, ehe der Ball zu Ende ging. Obgleich Constance sich nach dem mehr als unerfreulichen Zwischenspiel in der Bibliothek von der Veranstaltung zurückgezogen hatte, galt Gleiches ja nicht für ihre Tante und Cousine.

Ihre Hoffnung wurde nicht erhört. Nachdem sie das Pferd in die Box zurückgebracht und abgerieben hatte, war sie dabei, sich über den Hintereingang ins Haus zu schleichen, als die Stimme ihrer Tante sie zurückrief.

„Constance Stanhope! Was hast du zu verbergen, dass du dich hier über den Hintereingang ins Haus schleichst? Und dann in diesem Aufzug? Sind das etwa Hosen, die du da unter dem Kleid trägst?“ Tante Henrietta sprach das Wort Hosen aus, als sei das Beinkleid eines Mannes etwas absolut Skandalöses. Constance verbiss es sich, ihre Tante darauf hinzuweisen, dass Männer seit Jahren Hosen trugen, wenn sie im Sattel saßen, und das aus gutem Grund. Abgesehen davon, dass sie nie verstanden hatte, warum es für eine Dame unanständig war, den Sattel zwischen den Schenkeln zu haben, nicht aber das Sattelhorn eines Damensattels. Das ergab einfach keinen Sinn. Und was hatte Tante Henrietta im hinteren Teil des Hauses zu suchen? Gewöhnlich wäre die Countess eher in Ohnmacht gefallen, als sich in den Teil des Hauses vorzuwagen, der den Dienstboten vorbehalten war. Fenster, die den Blick freigaben auf Stallungen und Waschküchen der Residenzen des Grosvenor Square waren nichts, das Lady Henrietta Stanhope hinter dem Ofen hervorlockte. Sehen und gesehen werden galt nur mit dem Blick in den Park auf der anderen Seite des Hauses.

„Haben Sie mir aufgelauert, Tante?“ Im selben Augenblick als sie die Worte aussprach, hätte Constance sich am liebsten auf die Zunge gebissen. Warum konnte sie nicht wenigstens dieses eine Mal erst gründlich überlegen und dann sprechen? Das Leben wäre so viel einfacher. Jetzt stand ihr mit Sicherheit eine weitere Gardinenpredigt bevor. Darüber, dass es unter der Würde einer Countess war, jemandem aufzulauern, ganz besonders, wenn es sich bei diesem Jemand um das ungeliebte Anhängsel eines verstorbenen Familienmitgliedes handelte.

Doch entgegen ihrer Vermutung wischte die Countess Constances Frage mit einer fahrigen Handbewegung beiseite. „Red keinen Unsinn, Constance. Es gibt wichtige Dinge zu besprechen, deshalb habe ich dich gesucht. Ich habe Nachrichten, die auch dich betreffen. Aber mach dich, um meines lieben Herzens Willen, vorher ein wenig zurecht. Dein Anblick in diesen ... diesen Hosen ist zu viel für meinen Kopf um diese Zeit.“

„Vielleicht ist sie ja wirklich nur noch müde von gestern Abend, Miss“, mutmaßte Fanny, eines der Hausmädchen, als sie Constance half, sich umzuziehen. Sicher war Fannys Einwand gut gemeint, aber Constance konnte ihm keinen Glauben schenken. Wenn die Countess freiwillig das Wort an Constance richtete, war es ratsam, auf das Schlimmste gefasst zu sein.

„Müdigkeit trägt normalerweise nicht unbedingt dazu bei, dass sie mir gegenüber nachsichtiger ist. Nein, es muss etwas ... Himmel, willst du mich umbringen?“ Constance taumelte. Mit einer Kraft, die für ein schwächtiges Mädchen wie Fanny erstaunlich war, zog die Zofe an den Schnüren von Constances Korsett. So fest, dass Constance die Luft wegblieb.

„Die Countess hat angeordnet, dass Sie präsentabel sind. Sie möchte keine Nachlässigkeiten mehr sehen, was Ihre Kleidung betrifft, Miss.“

„Seit wann ist die Fähigkeit zum Atmen eine Nachlässigkeit?“

„Der Körper muss sich den Gegebenheiten anpassen. Es ist ein Zeichen von gutem Charakter, wenn eine Frau eng geschnürt ist.“

„Mmmpf“, machte Constance, weil Fanny erneut die Schnürung nachzog. Im Stillen dachte sie sich, dass die Countess ihr wahrscheinlich die Luft nehmen ließ, um nur keine Widerrede zu ernten. Aus dem Gesichtspunkt heraus war diese Mode nicht so dumm. Schließlich waren es meist Männer, die bestimmten, was eine Frau zu sagen und zu tragen hatte, und jeder wusste, dass ein Mann keine Frau wollte, die zu viel redete.

„So, jetzt noch das Tageskleid, dann sind Sie fertig, Miss.“ Geschickt half Fanny Constance dabei, das Überkleid aus weißer Baumwolle überzustreifen. Die Stickereien an den Ärmeln waren verblasst, aber die falsche Spitze, die den Halsausschnitt zierte, war immer noch hübsch.

Selbst als sie bereits wieder im Salon stand und sich der eingehenden Musterung durch die Countess unterzog, war Constance schwindelig von der engen Schnürung.

„Ihr wolltet mich sprechen, Tante?“

Wie eine Königin thronte die Countess in einem der tiefen, besonders weich gefederten Ohrenbackensessel, die rechts links neben dem Kamin standen. Ihr rechtes Bein hatte sie auf einen Schemel gelegt. Obwohl Henriettas Tageskleid aus weinrotem Samt der neuesten Mode entsprach, sah sie aus wie eine gestopfte Wurst. Unter dem Rock erhaschte Constance einen Blick auf die dick geschwollenen Fesseln der Countess. Kein gutes Zeichen. Wenn die Gicht zuschlug, war Henrietta meist besonders reizbar. Umso ungeheurerlicher war ihre verhältnismäßig gute Laune heute.

Als wäre Constance ein lästiges Insekt, wedelte Henrietta mit der Hand. „Du kannst dich setzen, wenn du willst.“

„Ich stehe lieber.“

„Auch gut. Im Grunde ist auch schnell gesagt, was es zu sagen gibt. Wie dir vielleicht aufgefallen ist, habe ich Fanny gebeten, künftig mehr darauf zu achten, dass du dich deiner Stellung entsprechend präsentierst. Ausflüge wie dieser unsägliche Ritt heute Morgen im Hyde Park müssen endgültig aufhören. Sieh mich nicht so an. Hast du wirklich geglaubt, dass mir so etwas nicht zugetragen

werden würde? Du bist beobachtet worden, Constance, und es schadet meinem Ruf, wenn du dich dermaßen gehen lässt. Ab sofort hast du keinen Zugang mehr zum Stall.“

Also war die enge Schnürung eine Strafe, die Fanny gehorsam ausgeführt hatte, um nicht die nächste zu sein, die die Wut der Countess zu spüren bekam.

Um nicht das Falsche zu sagen, biss Constance die Zähne zusammen und nuschelte: „Wie Sie wünschen, Mylady.“ Das zumindest hörte die Countess gerne. Um den versagten Zutritt zum Stall sorgte sich Constance weniger. Tante Henrietta verbot ihr seit Jahren, zu den Pferden zu gehen, und vergaß es jedes Mal aufs Neue. Solange Constance den Stallbediensteten in ihren Rocktaschen versteckte Kuchen mitbrachte, konnte sie ungestört bei den Tieren ein- und ausgehen und sich das beste Pferd für ihre Unternehmungen aussuchen.

„Spar dir deine schönen Worte, Constance. Das sagst du immer, und tust dann doch, was du willst. Der gnädige Herrgott weiß, dass ich alles getan habe, um aus einem wilden Teufel eine Dame zu machen, aber ich bin gescheitert. Aber was sollte man auch erwarten? Was hätte aus einem Kind werden sollen, das dem Schoß einer teuflischen Hure entspringt, wenn nicht ein Satansbraten? Doch weil ich so ein weiches Herz habe, werde ich weiter für dich beten. Auch dann noch, wenn du verheiratet bist.“

„Ich ... was?“ Plötzlich raubte die Atemnot von dem zu engen Korsett Constance gänzlich den Atem. Das ... das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein! Der Ball gestern war tatsächlich ihre einzige und allerletzte Chance gewesen, und sie hatte sie verspielt.

Verdammter Lord Douglas, der sie zu viele Tänze lang für sich beansprucht hatte, nur um ihr dann ein inakzeptables Angebot zu machen.

„Oh, du hast mich gehört.“ Henrietta genoss dieses Gespräch sichtlich. Ihr Lächeln war gemein, fast grausam, und egal wie oft Constance mit der dunklen Seite der Countess konfrontiert gewesen war, heute machte dieses Lächeln ihr zum ersten Mal wirklich Angst. „Schon sehr bald wirst du eine verheiratete Frau sein, liebe Nichte. Dann wird ein Mann sich um deine Züchtigung kümmern, und ich habe endlich meine Pflicht getan.“ Mit spitzen Fingern griff Tante Henrietta nach einem Kuvert, das in ihrem Schoß lag, und schwenkte es wie eine Siegesfahne. „Mein lieber Sohn, Nicolas, hat geschrieben. Meine Gebete wurden erhört, und bald schon bin ich nicht mehr allein mit der Aufgabe, aus dir einen achtbaren Menschen zu machen. Lord Edale hat diesen Brief bei seiner Einschiffung in Kalkutta aufgegeben. Ja, du hast richtig gehört. Nicolas ist auf dem Weg nach Hause. Er schreibt, dass er auf der Heimreise noch das ein oder andere Geschäft zu erledigen hat, aber dass er sich freut, bald wieder einen Fuß auf heimischen Boden zu setzen. Deshalb solltest du künftig verstärkt darauf achten, immer präsentabel zu sein. In jedem Augenblick von jetzt an kann dein Zukünftiger durch diese Tür kommen, und du willst ihn doch wohl nicht direkt beim ersten Blick auf dich enttäuschen wollen. Die Ernüchterung wird noch früh genug kommen, wenn der arme Junge sich bewusst werden wird, welche Last er sich zum Wohle der Familie aufbürden lässt.“ Mit dem Kinn nickte Henrietta in Richtung der Tür, die vom Foyer in den Salon führte. Constance konnte ihrem Blick nicht folgen. Sie brauchte all ihre Kraft, um nicht zu schwanken. In ihren Ohren rauschte es plötzlich, ihre Knie fühlten sich an, als stünde sie auf unebenem Grund. Zu spät, wisperte eine Stimme in dem Rauschen in ihren Ohren. Es ist endgültig zu spät. Ihr wurde schwarz vor Augen. Rudernd griff sie mit einer Hand nach der Rückenlehne eines Stuhls.

„Ich ... ich muss mich zurückziehen, liebe Tante. Mir ist nicht wohl.“

„Kein Wunder nach diesem Theater, das du einen Ausritt genannt hast. Selbstverständlich ist so etwas nicht gesund. Aber ich will nicht so sein. Zieh dich zurück und ruh dich aus. Bald ist mein

Nicolas hier, und er wird in die Hand nehmen, wozu mir Strenge und Kraft gefehlt haben. Du wirst sehen, alles wird endlich gut.“

Es war vorbei. Das Schreckgespenst, das Constance seit Monaten verfolgte, hatte sie eingeholt. Jeden Moment, hatte die Tante gesagt, könnte Nicolas hier auftauchen, und dann wäre ihr Schicksal besiegelt. Das Schicksal einer Ehefrau, die in den Besitz eines Mannes übergehen würde, der schon als Kind niederträchtig und gemein gewesen war.

Eine knappe Stunde später stand der Marquess of Clifford im Foyer des Stadthauses seiner Familie. Er hatte sich in ein Paar knielanger Hosen aus purpurnem Satin gezwängt, die mindestens zehn Jahre alt waren. Die Absätze seiner Stiefel waren fast bis auf die Sohlen heruntergetreten. Sein Hemd, eng an der Brust liegender, ausgebleichter Batist, hatte nach der letzten Wäsche kein Bügeleisen mehr gesehen. Die Jacke aus blauem Samt hatte er in den tiefsten Tiefen seines Ankleidezimmers gefunden, wo er die Sachen aufbewahrte, die kein Mensch mehr haben wollte. Es war nicht leicht gewesen, den anhänglichen Staub aus dem Samt zu klopfen.

Seinen Kutscher hatte er in die Bond Street geschickt, zum Haus von Lady Anne Villiers, um das geplante Stelldichein abzusagen, während er zu Fuß zum Haus seines Vaters gegangen war. Selbst Partridge, der Steward der Dienerschaft im Taddington House, mühte sich, nicht die Nase zu rümpfen, als er Grey den abgewetzten, nach Vorbild des Militärs mit Tasseln und Troddeln verzierten weinroten Mantel von den Schultern nahm. Mit angewidertem Gesicht bückte er sich, um den Straßendreck von den Schuhen des Ankömmlings zu entfernen.

Nie zuvor hatte Greydon Cavendish sich in den Straßen Londons so beobachtet und unwohl gefühlt wie an diesem Tag. Aber es gab Dinge, die dienten einem höheren Ziel und ließen sich daher nicht vermeiden.

„Wie um alles in der Welt siehst du denn aus?“ Mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen stieg Philippa die Treppe herunter. Ihr smaragdgrünes Baumwollkleid war in seiner Schlichtheit geradezu erhaben. Zweimal umkreiste ihn seine Schwester und zupfte mit der linken Hand an ihm herum. Die Rechte hing nutzlos an ihrer Seite. Seine zauberhafte Schwester würde vermutlich niemals einen Mann finden, und einmal mehr bedauerte er diesen Umstand. Sie hatte so viel zu geben.

„Ich möchte Seiner Gnaden lediglich etwas verdeutlichen“, erwiderte er und küsste ihre Stirn. „Schon alle versammelt?“

„Keine Ahnung, ich habe gelesen.“

„Blaustrumpf“, neckte er sie.

„Weiberheld“, gab sie zurück, dann griff sie mit spitzen Fingern nach seinem ausufernden Hemdkragen. „Wobei, wenn du so aussiehst, versteh ich die ganze Aufregung des Weibsvolks nicht. Wie war es gestern, erzähl!“ Die Eltern hatten keinen Debütantinnenball für Philippa veranstaltet, als sie alt genug geworden war, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Niemand wollte ihr die Schmach zumuten, mitzuerleben, wie die Gentlemen nur aus Mitleid, nicht aus Interesse mit ihr tanzten. Grey fand das oberflächliche Gehabe der Herren unmöglich. Nur die körperlich perfektesten Damen kamen in die engere Auswahl, wenn es darum ging, eine Ehefrau und Mutter für die Erben zu erwählen. Als suchten sie nach einer Hündin für die Zucht, nicht nach einer Partnerin fürs Leben. Sie

wussten nicht, was ihnen entging, wenn sie meinten, Philippas Behinderung würde ihren tadellosen Stammbaum nicht wettmachen.

Ein Stich schlechtes Gewissen fuhr ihm in die Brust. War er nicht genauso? Er sah diese Frauen, urteilte über sie und flatterte weiter, ohne auch nur einen weiteren Gedanken an sie zu verschwenden.

Nur bei dem Fuchselin war es anders gewesen. Sie hatte er wirklich kennenlernen wollen. Seine Finger umspielten den Ring in der kleinen Brusttasche neben der klobigen goldenen Uhr, die ein Geschenk seines Großvaters zum Beginn des Universitätsstudiums in Cambridge gewesen war.

„Wann hast du eigentlich Connie das letzte Mal gesehen?“, fragte er seine Schwester, als er nach ihrem gelähmten rechten Arm griff und sich die kleine Hand in den Ellenbogen legte. Mit seinen warmen Fingern auf ihren kalten hielt er die Hand an Ort und Stelle, da sie sonst wieder rausgerutscht wäre. Über ihren rechten Arm hatte Pippa so gut wie keine Kontrolle.

„Connie? Oh, du meinst Constance Stanhope? Sag nicht, sie war gestern auch da?“ Ein Funken Skandal mischte sich in Pippas Stimme. Skandal und der Gefallen an Weibergeschwätz, aber auch ehrliches Interesse.

„Kennst du sonst noch eine Connie? Ja, sie war da.“

„Sie geht sonst nie auf Bälle und so, wusstest du das?“

So wenig wie du, dachte er ein wenig traurig. Aber das Schöne an Pippa war, sie ließ sich nicht davon beeinträchtigen, dass sie nie dazugehören würde. Sie war sie selbst. Aufgeweckt, interessiert, direkt und wahnsinnig gebildet.

„Ja, das hatte ich gehört“, erwiderte er. „Wusstest du, dass sie mit ihrem Cousin verlobt ist?“

„Mit Nicolas? Sie hat es mir gesagt, ja. Es geht da wohl um viel Geld, meinte sie. Um das, was sie von ihrem Vater geerbt hat. Viel weiß ich nicht darüber. Wir sehen uns nicht mehr oft.“ Ehrliches Bedauern schwang durch die Worte seiner Schwester. „Die lassen sie kaum weg, und wenn, dann hat sie nichts anzuziehen und deshalb keine Lust. Wer will schon so von der Gesellschaft gesehen werden? Wenn die feinen Ladies sehen, in was für Garderobe der Earl sein Mündel hüllt, gibt es nur noch mehr Gerede über ihre unstandesgemäße Mutter. Als würden die in Connie in Wahrheit nicht nur eine Dienstmagd sehen.“

„Wer, die? Die Stanhopes?“ In Wahrheit wollte Grey lieber mehr über das Geld wissen. Nicht, weil sein Vater seine Drohung wahr machte und dabei war, ihm den Geldhahn zuzudrehen. Was auch immer der Duke plante, der Marquess of Clifford war nicht auf die Mitgift einer potenziellen Braut angewiesen. Aber er konnte einfach nicht glauben, was Philippas Worte implizierten. Glaubten die Stanhopes tatsächlich, das verlorene Familienvermögen durch das zu retten, was Constance von ihrem Vater erbte, sobald sie volljährig wurde?

„Naja, die vor allem, aber auch der ganze Rest der Gesellschaft. Als könnte Connie was für ihre Mutter. Und weißt du, sie ist gar nicht wie ihre Mutter. Sie ist ganz anders. Sie ist wie ihr Vater. So lustig und warmherzig. Im Sommer sehe ich sie manchmal im Hyde Park reiten. Ab und zu reden wir dann, aber meistens will sie gleich weiter. Ich glaube ...“ Philippa hielt inne, schien nachzudenken. „Ich glaube, sie will nicht, dass ihr schlechter Ruf auf mich abfärbt. Gott schütze sie, sie ist so ein wunderbares Mädchen. War sie immer. Alles, was sie je wollte, war, dazuzugehören.“ Spielerisch trat Philippa ihm auf den Fuß. „Auch wenn ihr Jungen nie wolltet, dass sie dazugehörte. Weißt du noch, wie sie den Schneemann ...“

„Oh Gott.“ Grey legte die Hand gegen die angelehnte Tür des Speisesalons der Taddingtons.
„Erinnere mich nicht daran. Ich hab bis heute Schmerzen in dem verdammten Zeh, wenn das Wetter umschlägt.“ Natürlich stimmte das nicht, aber er hörte seine Schwester gerne kichern, wie ein Mädchen in ihrem Alter es tun sollte.

Als Greydon mit Philippa am Arm den Salon betrat, umstand die ganze Familie den riesigen Esstisch. Die Kinder hatten die Hände auf die extravagant beschnitzten Rückenlehnen ihrer Stühle gelegt und zappelten ungeduldig. Längst standen Platten mit winzigen Sandwiches auf dem Tisch, dazu eine Etagere mit Kuchen, die von den Kleinsten der Familie gierig mit den Augen verschlungen wurde. In der Nähe des Platzes, an dem der Duke wartete, stand eine Suppenterrine aus fein bemaltem Porzellan, in der die vom Herrn des Hauses geliebte Clair de tortue dampfte.

„Ich habe schon gehört, dass Sie uns heute mit Ihrer Anwesenheit beehren, Clifford“, begrüßte der Duke seinen Sohn. „Ich konnte kaum glauben, dass das tatsächlich mein Sohn ist, der dort wie ein verlauster Straßenköter durch die Straße vagabundiert, wo man dem Marquess doch solch einen erlesenen Geschmack nachsagt. Aber alas, wie ich sehe, haben Sie sich in den Tiefen Ihres Kleiderschranks ausgetobt. Mir soll es Recht sein, solange Sie mir angedenk des vergangenen Abends gute Nachrichten zu überbringen gedenken.“

Grey zwinkerte dem jüngsten seiner Brüder, Peregrine, zu. Der Neunjährige schien förmlich hüpfen zu wollen, weil es endlich zu Tisch ging. Helena, mit ihren sieben Jahren, verzog pikiert das Gesicht über so viel Ungeduld und erinnerte Grey an das Fuchtlein im gleichen Alter.

Bekam er diese Frau gar nicht mehr aus dem Kopf?

Gemessenen Schrittes brachte er Philippa an ihren Platz, dann begab er sich an die Seite seiner Stiefmutter, um ihr formvollendet die Hand zu küssen. „Euer Gnaden“, begrüßte er die Duchess, ehe er sich zurück an seinen Vater wandte. „Vielen Dank, Euer Gnaden, dass ich an Ihrem Lunch teilhaben darf. Nun, da mein nächstes Mahl noch in den Sternen steht.“

Die Duchess schnaubte, als sich alle setzten. Grey ließ sich von einem Diener ein Sandwich-Dreieck mit Gurken-Kresse-Füllung vorlegen und begann, bedächtig zu kauen.

„Dann gehe ich also davon aus, dass Sie sich wieder nicht entschieden haben, Clifford?“ Der Duke kellte sich Suppe auf den Teller. Niemand hätte behaupten können, dass er überrascht klang. Nicht einmal resigniert. Seine Gnaden klang wie ein Mann, der längst gewusst hatte, was eintreten würde, und sich bestätigt fand.

„Die Auswahl war einfach zu mannigfaltig, cher Papa. Und nun kommt das Problem hinzu, dass ich wohl kaum eine Lady beeindrucken kann, in diesem Aufzug.“ Er sah an sich hinab.

„Ich habe bereits von Weitem gesehen, dass Sie sich in Kleidung gezwängt haben, die Sie seit zehn Jahren nicht getragen haben. Ihre Vorstellung ist wahrlich beeindruckend.“

„Dies ist keine Vorstellung, sondern eine bittere Notwendigkeit, angesichts der Tatsache, dass mein Schneider nicht mehr gedenkt, mich einzukleiden.“

„Sie sind ein bemitleidenswerter Tropf, Clifford, das muss ich zugeben. Ihr Vater muss ein Barbar sein, dass er Sie zwingt, Ihren Mätressen in Hosen und Frack Ihre Aufwartung zu machen, die bereits eine halbe Saison alt sind. Aber ich habe mir sagen lassen, Ihr Schicksal könnte sich umgehend zum Guten wenden. Alles, was Sie tun müssten, ist, einer Dame ernsthaft den Hof zu machen.“

„Oh Mylord, aber das beabsichtige ich doch zu tun. Sobald ich eine finde, die sich meiner Aufmerksamkeit würdig erweist.“

„Wie Lady Anne Villiers, meinen Sie? Oder die Straßenmädchen von Rom?“

Grey hob eine Braue. „Ich wusste nicht, lieber Papa, dass dies die Art von Schwiegertochter ist, die Sie ersehnen.“

Die Duchess zischte und blickte bedeutungsvoll auf die Jüngsten, während der Duke weiter seine Schildkrötensuppe löffelte. Beinahe gelang es ihm, sein Schmunzeln hinter dem Löffel zu verstecken. Francis war weniger subtil. Er grinste offen über sein Sandwich hinweg. Von den mittleren Geschwistern war nur Juliana anwesend, die von ihrem Platz neben Lady Philippa mit geröteten Wangen der skandalösen Konversation lauschte. Zum Glück waren ihre Brüder Jasper und Spencer nach dem Ende des Sommers wieder an die Universität zurückgekehrt, sonst hätte Francis beim Lachen Gesellschaft gehabt.

„Jetzt ist es aber gut“, sagte Philippa und sah erst Grey, dann den Duke strafend an. „Grey, warum sagst du unserem Herrn Papa nicht, dass es längst eine gibt, die dich mehr interessiert. Immerhin hattest du seit deiner Ankunft die ganze Zeit nur ein einziges Thema? Und zwar eines, das Röcke trägt und morgens sicher eine Stunde damit verbringt, sich das Haar zu frisieren.“

Grey wollte protestieren, doch dann dachte er nach. Hatte sie nicht Recht? Immerhin stimmte es, dass ihm das Füchlein seit dem vergangenen Abend keine Minute lang aus dem Kopf ging. Doch ehe er sich einen Reim darauf machen konnte, was er nun mit dieser Erkenntnis anfangen sollte, winkte der Duke of Taddington ab. Mit der Serviette putzte er sich den Mund ab, dann warf er sie neben seinen Teller. „Ich kenne die Damen, von denen dein Bruder schwärmt, Philippa. Und ich habe die Nase voll. Nicht nur beim Schneider hast du deinen Kredit verspielt, Clifford. Du wirst auch sonst nirgends mehr anschreiben dürfen, bis du deinen schönen Worten Taten folgen lässt und endlich eine Braut zum Altar führst. Ich gedenke nicht ewig darauf zu warten, dass das Haus Taddington endlich einen Erben bekommt. Sogar dein Bruder Francis hat sich bei mir die Erlaubnis geholt, einer Dame den Hof zu machen.“

Geschockt blickte Grey auf Francis. Der wich seinem Blick zunächst aus, hob dann aber den Kopf und sah Grey herausfordernd an. Tatsächlich, Francis hatte sich verliebt, doch der arme Tropf durfte nicht heiraten, ehe nicht der Marquess of Clifford eine Braut heimgeführt hatte. Grey fletschte zu seinem Bruder hin die Zähne. Francis verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Sie verstanden einander. Der Jüngere nahm Grey nichts übel, hatte es noch nie getan, aber verliebt hatte er sich dennoch. Er wollte, dass Grey endlich Nägel mit Köpfen machte, damit auch er selbst die Dame seiner Wahl ehelichen konnte.

Hatte er auch jedes Recht dazu.

Erneut öffnete Philippa den Mund, wahrscheinlich, um zu vermitteln. Aber Grey warf ihr einen warnenden Blick zu, dann wandte er sich erneut an den Duke.

„Vater, auch wenn Sie die Kreditabsprache mit Mr. Stultz aufgekündigt haben, würden Sie es gestatten, dass ich dem Goldschmied in der Bond Street einen Besuch abstatte und ein Stück in Auftrag gebe? Leider reichen meine persönlichen Finanzen gerade nicht aus, um einen Ring anfertigen zu lassen, der einer künftigen Marchioness gerecht wird.“

Dem Duke fiel der Löffel aus der Hand. „Und darf man fragen, welche Dame du gedenkst, aus dem Hut zu zaubern, um ihr diesen Ring an den Finger zu stecken?“

Grey zog eine Braue hoch. „Sie werden erlauben, Vater, dass ich, ehe ich nicht das Einverständnis der Dame habe, es vorziehen würde, nichts zu sagen. Ich würde mich ungern Ihrem Gespött aussetzen, wenn die Lady mich aus irgendeinem Grund nicht wollen sollte.“ Er räusperte sich und setzte hinzu:

„Weil sind wir mal ehrlich: Welche Dame von Stand will schon den heruntergekommenen Sohn eines geizigen Vaters zum Mann?“

Noch als er den Salon verließ, klang ihm das unterdrückte Lachen des Duke in den Ohren.

„Hier fehlt auch noch eine.“ Fanny zeigte auf zwei lose baumelnde rosafarbene Fäden an Emmelines Ballkleid vom vergangenen Abend. Dort war einmal eine winzige rosafarbene Blüte aus Seidenstoff und Spitze appliziert gewesen. Sechs von diesen Blüten hatten die Hausmädchen am Morgen beim Putzen des Salons im zusammengefügten Dreck gefunden, hoffnungslos verdorben. Constances Ring war beim Fegen nicht aufgetaucht. Das ärgerte sie, weil es bedeutete, dass vermutlich der Marquess ihn an sich genommen hatte. Was wollte dieser Kerl, Sohn eines der reichsten Männer Englands, mit diesem wertlosen Schmuckstück?

„Lass uns die Fäden und die verbliebenen Blumen einfach ganz entfernen“, schlug Constance vor und griff nach dem schweren Eisen, um den Schlepptsaum des Kleides zu pressen. Das war die Abmachung, die sie mit Fanny getroffen hatte. Wenn Constance ihr und der Wäscherin half, die Roben des vergangenen Balls zu waschen und aufzuarbeiten, würde Fanny Constance aus dem fürchterlichen Korsett helfen und sie nicht bei der Countess verraten. Es war ein Handel, den Constance gern einging. Sie schätzte die Gesellschaft der Bediensteten weit mehr als die ihrer stumpfsinnigen Cousine. Zum Glück war Emmelines Ballkleid bis auf die abgerissenen Blumen heil und sauber geblieben. Nur die Schleppe war im Dreck des Fußbodens herumgeschleift und hatte von der Wäscherin gereinigt werden müssen. „Ich wette, dass Emmeline sich gar nicht erinnern wird, dass da mal was appliziert gewesen ist.“ Vorerst würde das Kleid sowieso in den Tiefen des Ankleidezimmers ihrer Cousine verschwinden. Irgendwann, wenn sich niemand mehr an seine Existenz erinnerte, würde ein Schneider in der Bond Street oder am Covent Garden es in ein Nachmittagskleid ändern. Dann sähe es sowieso ganz anders aus. Das Ende vom Lied wäre, dass Emmeline es nicht mehr haben wollte, weil Schnitt und Farbe nicht a la mode waren, und Constance es auftragen musste.

Viel schwerer als Fanny und sie hatte es die Waschfrau getroffen. Ihre Arbeit erforderte das Schleppen von Unmengen von Wasser, da es in dem gemieteten Haus am Grosvenor Square, so modern es auch war, keine Zisterne gab und sie den Brunnen an der Ecke Brook und Dyke Street nutzen mussten. Nicht nur für das Wasser für die Wäsche, auch für das zum Kochen und für das tägliche Bad der Familie des Earl. Und das alles für einen jämmerlichen Lohn, denn die Familie des Earl of Edale pfiff finanziell auf dem letzten Loch. In Edale House hatte es schon in Constances Kindheit fließendes Wasser aus einem eigenen Brunnen gegeben, aber Edale House gehörte ihnen ja nicht mehr.

Was Constance unangenehm an den Brief erinnerte, von dem Tante Henrietta gesprochen hatte. Wie viel Zeit blieb ihr? Was konnte sie noch tun? Weglaufen? Sie war eine geübte Reiterin und käme bestimmt ein ordentliches Stück weit, ehe ihr Verschwinden bemerkt würde. Und dann? Wo sollte sie hin? Was sollte sie tun, wenn die Flucht ihr gelang? Irgendwo als Wäscherin arbeiten und wannenweise Wasser schleppen wie die arme Mrs. Petersen? Nicht, dass es ihr im Haus der Edales so viel besser ging als den Dienstmädchen, aber zumindest musste der Schein gewahrt bleiben, und das bedeutete für Constance ein Mindestmaß an Schutz. Dass Constance ganz auf sich allein gestellt zurückblieb, hatte ihr Vater verhindern wollen, als er sie in seinem Testament so reichhaltig

bedachte. Was würde mit ihrem Erbe passieren, wenn Constance aus dem Leben ihres Vormunds verschwand? Würde der Earl es sich dann nicht einfach unter den Nagel reißen? Sicher, sie selbst wäre frei. Aber um welchen Preis?

Wenn sie sich einen Ehemann wünschte, der ihr helfen konnte, ihr Erbe anzutreten, ging es ihr nicht ums Geld. Sie lebte im Haus ihres Onkels und fühlte sich wohler in Gesellschaft von Fanny und beim Bügeln von Kleidersäumen, als in Gesellschaft ihrer Tante und Cousine. Das Geld war ihr egal. Alles, was sie sich je herbeigesehnt hatte, war, einmal irgendwo erwünscht zu sein. Da sie ahnte, dass dieser Wunsch zu hoch gegriffen war, hatte sie kleinere Brötchen gebacken. Sie würde sich auch mit weniger zufriedengeben, solange dieses Weniger nicht bedeutete, dass sie Nicolas Stanhope heiraten müsste. Ihren Cousin, den sie nur als arroganten, überheblichen, fettleibigen Jungen kannte, der am Kuchenbüffet nie genug bekam und schon als Kind Hausangestellte geschlagen hatte. Wäre es unter diesen Umständen nicht wirklich besser, auf das Erbe zu verzichten und wegzurennen?

„Das hier ist in Ordnung“, seufzte Fanny und hängte das blasslilafarbene Kleid der Countess über eine Stuhllehne. „Noch ein bisschen feucht. Was ist eigentlich mit Ihrem Kleid, Miss?“

„Ich hatte ja gehofft, dass es nach dieser Nacht kaputtgetanzt wäre. Aber dazu ist es nicht gekommen. Es haben mich nicht annähernd genug Herren aufgefordert, als dass dieser Wunsch in Erfüllung hätte gehen können.“

Fanny war klug genug, Constances Wünsche und Hoffnungen weder zu zerstören noch zu nähren. Sie arbeitete seit Jahren in diesem Haus, und ebenso lange war sie das, was einer Freundin für Constance am nächsten kam. Fanny wusste genau, wonach die ungeliebte Cousine sich sehnte und was das Schicksal war, das mit eiskalten Fingern nach Constance griff und sie zu schütteln drohte.

„Oh, aber die Farbe ist einfach so schön“, schwärmte Fanny und hielt Constances Kleid hoch. „Sonnengelb. Und noch gar nicht verblasst. Sie tragen es so selten, das ist kaum einmal gewaschen worden.“

„Sowas trägt heute ja auch niemand mehr“, seufzte Constance und befühlte mit den Fingern den Stoff. Grobe Baumwolle, die sich leicht stärken ließ und deshalb gut die Form hielt. In einer Zeit, in der junge Mädchen die Vorzüge ihres Körpers in federleichtem Musselin und weich fließender Seide zur Schau stellten, war das sonnengelbe Kleid geradezu lächerlich altmodisch.

„Pack es ganz weit weg“, wies sie Fanny an. „Ganz, ganz weit.“ Mit ein wenig Glück könnte Constance mit dem Kleid auch die Erinnerung an den Ball vergessen, der ihre Hoffnung hätte sein sollen und stattdessen zu einer einzigen Blamage geworden war.

Eine Bewegung auf der Straße zwischen der Reihe aus Stallungen und Hintergebäuden und dem nächsten Block eleganter Stadthäuser weckte ihre Aufmerksamkeit. Das Fenster war von den Dämpfen der trocknenden Kleider ein wenig beschlagen, trotzdem erkannte sie die Silhouette eines Pferdes auf einem Weg, den normalerweise nur Küchenjungen und schwer beladene Hausmädchen frequentierten. Mit einem Zipfel des sonnengelben Kleides wischte sie die Glasscheibe frei, um besser sehen zu können.

„Miss!“, rief Fanny entsetzt, aber Constance winkte ab.

Was, um alles in der Welt, wollte der Marquess of Clifford am Grosvenor Square? Es war stadtbekannt, dass der Dandy ein Stadthaus am Haymarket bewohnte. Dort, in unmittelbarer Nähe zu Carlton House, war er dem Prinzregenten am nächsten, zu dessen engstem Kreis Clifford gehörte. Falls Seine Lordschaft einer politischen Partei angehörte, tat er das im Stillen. Niemand wusste davon, doch der Prince of Wales hatte ihn zu einem Berater erkoren. Cliffords Mätresse, die

notorische Anne Villiers, lebte in einem pompösen Haus ebenfalls in der Nähe der royalen Residenz. In der Bond Street, und Constance wollte sich gar nicht ausmalen, wie viel Wasser deren Hausmädchen Tag für Tag schleppen mussten.

Noch während sie an all das dachte, ärgerte sie sich über sich selbst. Was sagte es über sie aus, dass sie all diese Fakten über den Mann herbeten konnte, als beschäftige sie sich den ganzen Tag mit nichts anderem?

Wie dem auch sei, in jedem Fall hatte Clifford am Grosvenor Square nichts zu suchen. Dennoch lenkte er sein Pferd in gemessenem Schritt immer näher an das Haus der Edales heran und stieg schließlich ab.

Ihr Herz stolperte.

Selbst das Absteigen von einem Pferderücken war bei ihm eine Bewegung von gemessener Eleganz und versteckter Kraft. Nach seinem Studium hatte Clifford einige Jahre im Dienst der königlichen Marine verbracht. Die Jahre körperlicher Ertüchtigung und nicht enden wollender Strapazen hatten seinen Körper geformt und seine Haltung perfektioniert. Er trug die hellen Wildlederhosen und das einfache Baumwollhemd des Dandys, kombiniert wie schon auf dem Ball mit einem perfekt auf Figur geschneiderten schwarzen Rock, hohen Reitstiefeln und einer gestärkten Krawatte um den Hals. Es war nicht gerecht, dass ein einzelner Mann so gut aussehen durfte. Noch dazu ein Mann, dessen Charakter so unsagbar schäbig war.

Nicht so schäbig wie Lord Douglas, schimpfte ihr Unterbewusstsein. Es war der gutaussehende, aber widerliche schottische Earl gewesen, der ihr angetragen hatte, als Mätresse die Beine zu spreizen und dafür auch noch bitte und danke sagen zu sollen. Nicht der Marquess of Clifford.

Nein, der Mann, der sie schon als kleines Mädchen immer geärgert hatte, hatte feixend hinter dem Vorhang gestanden und sich prächtig auf ihre Kosten amüsiert. Machte ihn das zu einem besseren Menschen als den Schotten?

Und war er es überhaupt wert, sich über ihn den Kopf zu zerbrechen? Sie hatten einander schon als Kinder nicht leiden können. Daran hatte sich nichts geändert. Das positivste an Greydon Cavendish war seine bezaubernde Schwester, der Constance notgedrungen inzwischen aus dem Weg ging. Das letzte, was sie wollte, war, Lady Philippa mit in das Schlammloch zu ziehen, in dem sie dahinvegetierte. Die Erinnerungen an mit Philippa verbrachte Tage und Nächte waren die schönsten Andenken an eine fröhliche Kindheit. Getrübt nur von dem unendlichen Hochmut des ungehobelten Bruders ihrer allerbesten Freundin.

Der inzwischen Londons beste Partie war.

Das war die andere Seite der Medaille. Selbst wenn Constance Clifford nicht schrecklich ungehörig empfunden hätte, hätte sie niemals eine Chance auf ihn. Sie hatte mit einigen geflirtet, aber er stand so weit über ihr, dass es ihr nicht im Traum eingefallen wäre, sich ihm zu nähern. Er konnte jede haben, und wenn man den Gerüchten glaubte, hatte er von all denen, die er haben könnte, mindestens die Hälfte auch gehabt. Ihm würde sogar der Prinzregent eine seiner Schwestern an den Hals werfen, wenn der Marquess Interesse zeigte. Aber Seine Lordschaft war nicht dafür bekannt, Interesse zu zeigen. Er gab sich mit älteren Witwen und leichten Mädchen ab und mied das Innere einer Kirche wie der Teufel das Weihwasser, aus Angst, eine könnte kommen und ihn an die Leine legen. Und selbst wenn dieser Tag irgendwann einmal kommen würde, würde Seine Lordschaft mit Sicherheit nicht Constance Stanhope wählen. Eine Frau, die einmal die Tochter eines Earls gewesen war und inzwischen im Haushalt eines anderen Earls nach Ballnächten Kleider zusammenfaltete.

Beinahe hätte sie bei diesem Gedanken vor lauter Wut den Stuhl umgerissen, auf dem sie und Fanny schon einige der besagten Kleider sorgfältig gestapelt hatten. Doch nicht nur hätte sie damit die Arbeit von Stunden ruiniert. Sie hätte sicher auch die Aufmerksamkeit des Marquess of Clifford auf diesen Raum gleich neben der Hintertür des Stadthauses gelenkt. Das Letzte, was sie wollte, war, dass er wieder etwas über sie herausfand, das er genießen konnte.

Also biss sie die Zähne aufeinander, legte einen Finger auf ihre Lippen, damit auch Fanny keinen Laut von sich gab, und lauschte an der Tür. Der Steward, hörbar pikiert, empfing den Besucher an der Hintertür und bat ihn mit einigen verkniffenen Worten herein. Die Schritte der beiden Männer verklangen im Flur.

„Glauben Sie, Miss, dass Seine Lordschaft hier ist, weil er um die Hand von Emmeline anhalten will?“, flüsterte Fanny viel zu laut.

Constance spürte, wie ihre Augen sich weiteten und Hitze in ihre Wangen stieg. Dieser Gedanke hatte sie nicht einmal gestreift. Doch jetzt, wo er einmal ausgesprochen war, machte ihr Herz einen höchst unangebrachten, protestierenden Hüpfen in der Brust. Das durfte wohl nicht wahr sein!